

Rassistische Effekte unter antirassistisch engagierten MultiplikatorInnen.

Zur interaktiven Reproduktion einer symbolisch vermittelten Dimension sozialer Ungleichheit.

Zusammenfassung der Doktorarbeit von Anja Weiß
Humboldt-Universität Berlin Juni 1999.

Auf einem gewerkschaftsnahen Kongress gegen Rassismus wurden Elemente eines kontroversen neuen Antirassismustrainings vorgeführt: Das Blue-Eyed-Brown-Eyed-Training soll die psychosozialen Effekte von rassistischer Diskriminierung für Weiße ansatzweise erfahrbar machen. Allerdings wurde auf der Tagung nur ein Element des Trainings herausgegriffen: Am Eingang erhielten alle Teilnehmenden mit blauen Augen einen Kragen aus grellgrünem Krepp. Im Plenum wurde kurz erklärt wie das Training heißt und dass es sich gegen Rassismus richte. Jegliche weitere Auseinandersetzung blieb individuell. Fast alle Blauäugigen machten mit und trugen einen Kragen.

Die öffentlichen Vorträge behandelten deutlich andere Probleme: Es ging um verschiedene Arten staatlicher Diskriminierung, um rechtsextreme Politik und rechtsextremen Terror. Rassistische Ideologien wurden analysiert und verurteilt. Zwar waren Rassismen in den eigenen Reihen nicht Gegenstand der Vorträge. Jedoch kritisierten MigrantInnen aus dem Publikum, dass PlenumsrednerInnen, die sich seit langem für interkulturelles Zusammenleben engagierten, Rassismen nur etwas subtiler formuliert hätten. Zweimal kam es zu deutlichen Protesten.

Die Privatisierung der Auseinandersetzung mit dem „eigenen“ Rassismus und die daraus resultierende Gespaltenheit des Kongresses sind typisch für die Unzulänglichkeiten der bundesdeutschen Debatte über Rassismus. Obwohl die Chancen und Schwierigkeiten des interkulturellen Zusammenlebens kaum unabhängig vom sozialen Problem des Rassismus, also von ungleichen Machtverteilungen und institutionalisierter Diskriminierung gegenüber kulturalistisch definierten Gruppen, betrachtet werden können, konzentrieren sich die öffentliche und die wissenschaftliche Diskussion auf politisch und/oder sozial marginale Gruppen, z.B. auf rechtsextreme jugendliche Gewalttäter. Rassismus ist jedoch ein Problem der gesamten Gesellschaft und ihrer Institutionen. Daher geraten auch wohlmeinende AntirassistInnen ständig in Konflikte über Rassismus, die sie aber bisher nur individualisiert, als diffuse Schuldgefühle verarbeiten. Zum Beispiel nehmen sie an, dass ein probeweises Einnehmen der Opferrolle ein Verlernen des "eigenen Rassismus" ermögliche und sind daher bereit, sich durch einen lächerlichen Kragen stigmatisieren zu lassen. Rassistische soziale Strukturen ändern sich so kaum,

und viele Menschen, die sich zunächst mit ganzer Kraft gegen Rassismus wandten, werden zunehmend hilfloser.

Die vorliegende Arbeit untersucht eine relativ einflussreiche und wohlmeinende Zielgruppe: antirassistisch Engagierte aus der gebildeten Mittelschicht, die in Nichtregierungsorganisationen den öffentlichen Diskurs vorantreiben. Bei ihnen wird einerseits sichtbar, wo rassistische Strukturen zum "Selbstverständlichen" dieser Gesellschaft gehören, so dass sie auch von Menschen ohne bösen Willen regelmäßig in ihren alltäglichen Interaktionen reproduziert werden. Andererseits nimmt die Arbeit die Widersprüche ernst, vor denen politisch Engagierte stehen, wenn sie sich in einer rassistisch strukturierten Gesellschaft gegen Rassismus wenden: Zumindest die mehrheitsdeutschen AntirassistInnen bleiben trotz ihres Engagements strukturell privilegiert und damit auch angreifbar. Dennoch finden einige mit der Zeit konstruktive und praktikable Formen des Antirassismus. Die Doktorarbeit geht über ein moralisches Verurteilen des Rassismus hinaus und untersucht empirisch, wie interaktiver Antirassismus handlungspraktisch funktioniert und welche beobachtbaren Effekte er hervorbringen kann.

Theoretisches Modell

Viele Rassismustheorien sind inhaltslastig. Rassismus wird als Ideologie, als Diskurs, als Gruppenbildungsprozess oder als Vorurteil gedacht und nur durch bestimmte Inhalte, z.B. durch den Bezug auf "Rasse" oder die essentialisierende Konstruktion kultureller Unterschiede näher bestimmt. Diese Herangehensweise bringt verschiedene Probleme mit sich: Zum einen funktioniert gerade institutionalisierte Diskriminierung auch ohne explizit rassistische Begründungen. Ein deutschsprachiges Schulsystem ohne institutionalisierte Angebote für anderssprachige Kinder benachteiligt letztere strukturell und verschärft damit die soziale Exklusion vieler MigrantInnen. Man kann diesen Sachverhalt kaum verstehen, wenn man z.B. bei den LehrerInnen nach erkennbar rassistischen Diskursen sucht. Die institutionelle Praxis, in der selbstverständlich nur deutsch gesprochen wird, funktioniert auch ohne Ideologie.

Ein weiteres Problem inhaltslastiger Rassismustheorien besteht darin, dass sie den Eindruck erwecken, man könne bestimmte Inhalte eindeutig als rassistisch definieren, erkennen und verurteilen. Tatsächlich ist eine solche Unterscheidung aber nur graduell zu leisten und zudem stark davon abhängig, welche Grenzziehungen in einer Gesellschaft als akzeptabel gelten und welche nicht. Man hat bei diesen Theorien die Wahl, entweder alle verallgemeinernden und abwertenden Diskurse zu verurteilen: So behan-

delt eine von mir untersuchte antirassistische Gruppe "Brillenträger" und "Urwaldneger" als gleichermaßen verwerfliche Stigmatisierungen. Oder man muss mühsam implizite Bezüge zu "Rasse" herstellen, wobei sich der wissenschaftliche Zugang unweigerlich in die gesellschaftlichen Kämpfe darüber verstrickt, ob man auch "türkische Großfamilie" oder "Ausländer" als rassistische Kategorien begreifen sollte.

Die von mir vorgeschlagene theoretische Herangehensweise überlässt inhaltlich trennscharfe und normativ eindeutige Definitionen der politischen Auseinandersetzung. Stattdessen entwickle ich ein aussagekräftiges Modell des sozialen Phänomens Rassismus, das nicht nur explizit rassistische Diskurse, sondern auch Institutionen und Praktiken erfassen kann, die rassistische Effekte hervorbringen. Rassismus wird als Praxis der symbolischen Delegitimierung angesehen, die sich mit der Zeit zu negativem symbolischem Kapital verfestigt und damit zu einer Dimension sozialer Ungleichheit wird.

Bourdieu hat gezeigt, dass die objektive Lage von Menschen nicht nur durch ökonomisches (z.B. Geld), sondern auch durch kulturelles (z.B. Bildungsabschlüsse) und soziales Kapital (z.B. Einbindung in Organisationen) bestimmt ist. Diese Kapitalien sind mehr wert, wenn sie als symbolisch wertvoll gelten. Vielleicht kann ein Autodidakt genauso gut übersetzen wie eine diplomierte Dolmetscherin, aber die Dolmetscherin wird mit ihrem offiziellen Titel eine gut bezahlte Anstellung finden. Um rassistische Delegitimierung handelt es sich, wenn das Kapital bestimmter Menschen weniger gilt, weil ihr Recht, an den allgemeinen Märkten teilzunehmen, unter Verweis auf essentialisierende Merkmalskonstruktionen dauerhaft in Zweifel gezogen werden kann. Auch wenn eine Migrantin über das geeignete Diplom verfügt, fehlt ihr evt. die Arbeitserlaubnis, und selbst wenn sie eine Arbeitserlaubnis hat, werden ArbeitgeberInnen eher ihre Deutschkenntnisse in Zweifel ziehen, als dass sie ihre Mehrsprachigkeit honorieren. Ihr Kapitalbesitz wird also symbolisch abgewertet, und sie kann ihn daher schlechter nutzen als rassistisch Dominante mit vergleichbarem Kapital.

Rassistische symbolische Delegitimierung wird zunächst aktiv und häufig gewaltsam in symbolischen Kämpfen durchgesetzt. Mit der Zeit verfestigt sich "Rasse" und zum Teil Ethnizität zu einer selbstverständlich vorhandenen Ressource, die das Handeln auch unabhängig von den Absichten der Handelnden strukturiert. Wenn Rassismus als *rassistisches symbolisches Kapital* institutionalisiert ist, wissen alle, dass Hautfarbe und Herkunft einen Unterschied machen. Selbst wenn eine Schwarze und eine Weiße z.B. als Freundinnen gleichberechtigt miteinander verkehren, ist beiden klar, dass ihr Verhältnis in einer anderen Situation, zu einer anderen Zeit, wenn beide durch den Zoll gehen, wenn beide eine Stelle haben wollen, anders aussehen kann.

Bourdieu stellt sich die verschiedenen Kapitalsorten als Plus-Minus-Achsen vor, die eine Gesellschaft objektiv strukturieren. Wenn man Menschen gemäß ihrem Kapitalbesitz über dieses mehrdimensionale Koordinatensystem verteilt, bilden sich an manchen Stellen Cluster von Menschen, die hinsichtlich aller Achsen ähnlich stehen. Ich schlage vor, das Bourdieu'sche Modell um eine Achse mit rassistischem symbolischem Kapital zu ergänzen. Dann wird man feststellen, dass Rassismus v.a. für die rassistisch dominierten unteren Klassen zu einer *zentralen Dimension sozialer Ungleichheit* wird. Ihre objektive soziale Lage unterscheidet sich stark von den einheimischen unteren Klassen. Andererseits ist rassistisches symbolisches Kapital für die Position von rassistisch dominanten Angehörigen der oberen Klassen, z.B. für die gebildete Mittelschicht, ein eher impliziter Faktor. Sie streichen an ihrer sozialen Lage eher ihr überlegenes kulturelles Kapital heraus. Das heißt nicht, dass sie bei Gelegenheit nicht auch die Privilegien nutzen, zu denen sie als rassistisch Dominante Zugang haben, aber es erklärt, warum sich viele rassistisch Dominante kaum mit dem Problem des Rassismus auseinandersetzen. Sie müssen ihre rassistischen Privilegien nicht verdrängen, sondern diese sind für sie so selbstverständlich und zugleich so nebensächlich, dass sie ganz automatisch über sie verfügen.

Wie erwähnt erhebt dieses Modell nicht den Anspruch, eindeutig zwischen Rassismus und Nicht-Rassismus zu unterscheiden. Dennoch wird der Unterschied zwischen "Urwaldneger" und "Brillenträger" klarer. Der erste Begriff verfestigt und legitimiert ein institutionalisiertes Ungleichheitsverhältnis, während es sich bei "Brillenträger" um eine persönliche Beleidigung handelt, deren Opfer alle Möglichkeiten haben, sich zu wehren. Ein weiterer Vorteil des Modells besteht darin, dass man explizite Formen des Rassismus, die in Beleidigungen, Gewalttaten oder subtilen Bosheiten durchgesetzt werden, theoretisch eindeutig mit impliziten Erscheinungsformen verknüpfen kann. Auch bei nonverbalen institutionalisierten Praktiken lässt sich zeigen, inwiefern sie rassistisches symbolisches Kapital stabilisieren oder entwerten.

Gerade unter antirassistisch Engagierten sind viele Diskurse und Praktiken im Hinblick auf die Reproduktion von Rassismus zweideutig: Sie bleiben einerseits in rassistischen sozialen Strukturen gefangen und bekämpfen andererseits deren Effekte. Wenn eine ethnisch homogene antirassistische Gruppe gezielt um MigrantInnen und Schwarze wirbt, kann es sich um den Versuch handeln, Segregation zu überwinden oder ihren Effekten entgegenzuwirken. Allerdings begründet sie ihre verstärkten Bemühungen dadurch, dass sie MigrantInnen als "weniger politisch" oder anderweitig defizitär beschreibt, und verschleiert so die rassistischen Effekte rassistischer Strukturen. Gerade bei antirassistisch Engagierten sind rassistische Diskurse häufig Ausdruck struktureller

Widersprüche. Daher ist ein einfaches Verurteilen "rassistischer Vorurteile" nicht ausreichend. Vielmehr muss man zeigen, wie Diskurse und Praktiken rassistische Strukturen legitimieren, bzw. wie sie sie in Frage stellen könnten.

Damit wird Rassismus als stabile Dimension sozialer Ungleichheit modelliert, deren Grundlagen jedoch symbolisch umkämpft sind und daher u.a. in Interaktionen immer wieder stabilisiert und angegriffen werden. Die Doktorarbeit untersucht diese interaktive Reproduktion von rassistischen Strukturen am Beispiel der meinungsbildenden Interaktionen von antirassistischen Gruppen.

Zielgruppe und Methode

Der empirische Teil der Arbeit war in Anlehnung an die Gruppenexperimente der Frankfurter Schule als Beobachtung und experimentelle Intervention bei Realgruppen konzipiert. Im Rahmen eines Aktionsforschungsprojektes wurden zwischen Juni 1996 und Februar 1998 fünf antirassistisch engagierte Gruppen untersucht. Durch den Vergleich mit zwei nicht engagierten Kontrollgruppen konnte die Bedeutung von antirassistischen Intentionen besser eingeschätzt werden. Alle Gruppen gehören der *gebildeten Mittelschicht* an, d.h. von wenigen Ausnahmen abgesehen verfügen ihre Mitglieder über akademische Abschlüsse. Alle antirassistischen Gruppen bemühen sich um *Einfluss auf die öffentliche Meinung*: eine als Partei, zwei als Nichtregierungsorganisationen, eine als Zusammenschluss professioneller TrainerInnen und eine als kommunale soziale Einrichtung. Die Mitglieder der antirassistischen Gruppen sind – wie für antirassistische Gruppen in Deutschland typisch – *mehrheitlich weiße Deutsche* (1-3 MigrantInnen oder schwarze Deutsche pro Gruppe). Alle weiteren Merkmale (u.a. ost-/westdeutsche Herkunft, Tätigkeitsschwerpunkt) folgten dem Prinzip der maximalen Varianz. So ist in zwei antirassistischen Gruppen die Mehrzahl hauptberuflich mit dem Thema beschäftigt, weitere zwei sind ehrenamtlich engagiert und eine ist in dieser Hinsicht heterogen. Drei antirassistische Gruppen können der bürgerlich-humanistischen Strömung der antirassistischen Bewegung zugerechnet werden, eine dem feministischen und eine dem linksradikalen Flügel.

An den Veranstaltungen nahmen zwischen 6 und 14 Gruppenmitglieder teil. Ihr Alter reichte von 22 bis 58 Jahren. Sie waren über das Forschungsinteresse aufgeklärt und erarbeiteten zusammen mit der Leiterin in Vorgesprächen ein für beide Seiten relevantes Thema für einen "Reflexionstag". An diesem Tag hatte die Gruppe zunächst Gelegenheit zu einer 1-2-stündigen offenen Diskussion über ihre Fragestellung. Ziel der Diskussion war eine thematische Zuspitzung. Im zweiten Teil wurde zu diesem Fokus – meist die

Frage nach Handlungsmöglichkeiten in Konflikten über Rassismus – gemeinsam mit der Gruppe ein Rollenspiel entwickelt, (zum Teil mehrmals) gespielt und kommentiert. In der nachfolgenden Auswertungsdiskussion konnten die Teilnehmenden selbst ihre Handlungsstrategien nachträglich begründen.

Die Daten wurden durch Tonbandaufnahmen und Beobachtungsmitschriften erhoben, zum größten Teil transkribiert und qualitativ ausgewertet. Vor allem die Diskussionen geben Aufschluss über die halb-öffentliche Reproduktion von rassismusrelevanten *Diskursen*. Sie enthalten gruppeninterne Auseinandersetzungen über Rassismus, so dass auch rassismusrelevante Interaktionen und antirassistische *Praktiken* beobachtet werden konnten. Durch den Vergleich mit antirassistischen Strategien in den Rollenspielen wurde deutlicher, ob eine veränderte Interaktionssituation auch andere Strategien hervorbringt. Schließlich lässt die Auswahl der Themen in Diskussion und Rollenspiel und die Gestaltung der Rollen erkennen, was für die gebildete Mittelschicht im Hinblick auf Rassismus habituell selbstverständlich ist. Die Auswertung von “erfundenen“ Interaktionen wird im methodischen Teil der Arbeit als Epistemologie des improvisierenden Rollenspiels entwickelt.

Ausgewählte Ergebnisse

Unter welchen Bedingungen reproduzieren antirassistisch Engagierte Rassismus?

Solange rassistisches symbolisches Kapital soziale Ungleichheit hervorbringt und legitimiert, werden Menschen, die sich in ihrer sozialen Welt auskennen, rassistische Diskurse und Praktiken kennen und bei ihren Handlungen berücksichtigen, auch wenn sie sich zugleich darum bemühen, Vorurteile anzugreifen oder zu ignorieren. Im vorliegenden theoretischen Rahmen wird nicht-intentionaler Rassismus also als selbstverständliche Kooperation mit bestehenden Strukturen verstanden, während Antirassismus ein bewusster Versuch ist, diese Strukturen in Frage zu stellen und zu verändern.

Tatsächlich verfestigen antirassistisch engagierte Gruppen Rassismus v.a. dann, wenn sie nicht erkennen, dass eine bestimmte Argumentation oder Praxis rassistische Effekte hat. Zum Beispiel setzen sie sich antirassistischer Kritik nur insoweit aus, als diese nicht zu brisant wird. Wenn sie dann das Thema wechseln oder wenn sie Amüsement über “fremde“ Namen zeigen, so wirkt dies handlungspraktisch exkludierend, ohne dass für die Gruppen ein inhaltlicher Bezug zu Rassismus erkennbar wäre. Auch wenn ihr antirassistisches Bemühen in Konkurrenz zu Antisexismus oder anderen emanzipatorischen Bewegungen gerät, lässt ihre Selbstkontrolle nach und sie akzeptieren simple rassistische

Konstruktionen, die sie in einem anderen Zusammenhang entschieden bekämpfen würden. Dass man auch bei antirassistisch Engagierten rassistische "Reste" beobachten kann, spricht für die These, dass rassistisches symbolisches Kapital Interaktionen auch gegen die Absicht der Handelnden beeinflusst.

Meist ist das Bemühen der antirassistischen Gruppen jedoch erfolgreich. Gerade in ihren gruppeninternen Diskussionen erarbeiten sie sich gemeinsam Wissen darüber, welche Diskurse und Praktiken möglicherweise Rassismus fördern könnten und versuchen, diese zu vermeiden. Mit der Zeit internalisieren sie dieses Wissen als handlungspraktische Kompetenz. Zum Beispiel haben sie bei subtilen Rassismen spontan ein "ungutes Gefühl", das sie erst nachträglich durchdenken und begründen.

Beziehungspraktische antirassistische Strategien sind effektiver als inhaltsbetonte Strategien

In ihren Rollenspielen und in ihren gruppeninternen Konflikten versuchen die antirassistisch Engagierten Rassismus interaktiv in Frage zu stellen. Dabei bevorzugen sie inhaltsbetonte Strategien, d.h. meistens klären sie ihre GegnerInnen darüber auf, warum eine bestimmte These oder Handlung rassistisch ist. Zum Beispiel war in einer antirassistischen Gruppe ein Mitglied der Überzeugung, dass es "Rassen" nun einmal gebe und dass es daher v.a. wichtig sei, aus diesem Umstand keine wertenden Schlussfolgerungen zu ziehen. Im Verlauf der eineinhalbstündigen Diskussion wurde diese Überzeugung mehrfach ausführlich und mit lebensnahen Illustrationen widerlegt, ohne dass dies irgendeine beobachtbare Wirkung hervorgebracht hätte. Dieser Mangel an Effizienz lässt sich damit erklären, dass inhaltsbetonte antirassistische Strategien die Situation verkennten. Sie nehmen einen politischen Konflikt über Rassismus als Wissensmangel wahr, der durch inhaltliche Argumente behoben werden kann. Dadurch ermuntern sie zu relativ stereotypen Interaktionsroutinen: In Debatten über die „Richtigkeit“, rassistischer Thesen werden diese immer wieder und häufig in verschärfter Form wiederholt.

Deutlich seltener, aber ungleich effektiver sind beziehungspraktische antirassistische Strategien. Sie traten z.B. bei mehrfacher Wiederholung der gleichen Rollenspielsituation auf, nachdem die inhaltsbetonten Strategien versagt hatten. Hier setzen die antirassistisch Engagierten nicht am Dissens über Inhalte an, sondern sie stellen die Handlungsrountinen und die gemeinsame Situationsdeutung, also die Voraussetzung für erfolgreiche Interaktionen, in Frage. In einem Rollenspiel deutet eine mehrheitsdeutsche Antirassistin "Erkenntnisse über Ausländer", die als "unverbindliche Meinungsäußerung" angeboten wurden, als direkten Angriff auf ihre persönlichen Werte um und unterbricht durch eine entsprechend verärgerte Reaktion die Routine von "allgemein geteilten

Überzeugungen“ und „Verteidigung der Ausländer“. Beziehungspraktische Strategien tragen den machtstrategischen Notwendigkeiten symbolischer Kämpfe Rechnung und bringen so sehr viel deutlichere Effekte hervor als inhaltsbetonte Strategien. Das bestätigt, dass nicht falsche oder böse Überzeugungen, sondern die selbstverständliche Anerkennung von rassistischem symbolischem Kapital für das Fortbestehen von Rassismus zentral sind. Ohne diese Selbstverständlichkeit führt die Reproduktion rassistischer Diskurse zu symbolischen Kämpfen, die viele „Vorurteilsbeladene“ lieber vermeiden.

Das antirassistische Engagement der gebildeten Mittelschicht

Warum engagieren sich weiße Deutsche überhaupt gegen Rassismus, obwohl sie doch objektiv eher von rassistischer Ungleichheit profitieren? Neben vielen persönlichen Motiven für antirassistisches Engagement gibt es einen strukturellen Grund, warum sich rassistisch Dominante ohne erkennbares Eigeninteresse gegen Rassismus engagieren: Da sich gerade die gebildete Mittelschicht durch ihr überlegenes kulturelles Kapital von anderen Klassen positiv unterscheidet, beschäftigt sie sich häufig mit moralischen Anliegen. Das Engagement in moralischen Bewegungen ist für sie attraktiv, weil sie sich so von den "unmoralischen", kulturell mittelmäßigen Reichen positiv abheben kann. Dass sie die politische Auseinandersetzung in symbolischen Kämpfen als Aufklärung der unteren Klassen verkennt, verweist ebenfalls darauf, dass ihr Antirassismus u.a. der Distinktion dient.

Als Zeichen von Bildung, von Progressivität und von internationaler Orientierung kann Antirassismus zumindest für bestimmte Milieus nicht nur aus persönlichen Gründen, sondern auch objektiv attraktiv werden. Das antirassistische Engagement, das so entsteht, bleibt jedoch ein Tiger ohne Zähne: Zwar sind die Gruppen intensiv auf der Suche nach Lösungen für das soziale Problem des Rassismus. Die Rassismuskonzepte, die gruppenübergreifend bevorzugt werden, weisen jedoch fast ausschließlich in Richtungen, die für ihr aufklärerisches Anliegen geeignet sind. Das ist auch dann der Fall, wenn die jeweilige Gruppe mit ihrer Problemdeutung nicht weiterkommt. Zum Beispiel werden inhaltsbetonte Konfliktstrategien bevorzugt, obwohl deren Erfolge nicht überzeugen. Die Mehrzahl der Gruppen individualisiert Rassismus als Entwicklungsproblem, während strukturbezogene Lösungsansätze, z.B. Quotierungen im Verlauf der fünf Reflexionstage mit antirassistischen Gruppen nicht einmal erwähnt werden. Damit ist nicht gesagt, dass sich die antirassistischen Gruppen nicht politisch für Quoten einsetzen. Aber selbst die linksradikale Gruppe, die als einzige explizit über rassistische Strukturen und deren überindividuelle Effekte sprach, schreckte davor zurück, die eigenen Organisa-

tionsformen zu reformieren. Die gebildete Mittelschicht neigt dazu, das Problem des Rassismus auf normative Defizite in individuellen Köpfen zu verkürzen, und das bringt die antirassistischen Gruppen immer wieder in Sackgassen, aus denen sie nur durch ein Verständnis der strukturellen Widersprüche, in denen sich weiße deutsche AntirassistInnen bewegen, herausfinden könnten.

Interkultureller Konflikt

Kulturelle Differenz gilt als komplizierendes Moment in Konflikten: Man kann sich missverstehen, ohne es zu merken, und dadurch kommt es leicht zur ungewollten Eskalation. Interkulturelle Konflikte sind aber nicht nur von Kulturunterschieden, sondern in den meisten Fällen auch von rassistisch bedingten Machtasymmetrien gekennzeichnet: Angehörige einer rassistisch dominanten Gruppe befinden sich in selbstverständlicher Übereinstimmung mit den dominanten Normen einer Gesellschaft. Die rassistisch dominierte Konfliktpartei wird hingegen unter Verweis auf dominante Normen delegitimiert und steht unter dem Druck, sich an die dominanten Normen anzupassen. Ich konnte beobachten, dass dieser Unterschied in den objektiven Lebensumständen auch bei einem nicht "kulturell" bedingten Konflikt zwischen einer schwarzen und einer weißen Deutschen zu systematischen Perspektivunterschieden führt, die denen von interkulturellen Missverständnissen ähneln. Dass diese Perspektivunterschiede asymmetrisch strukturiert sind, kann besser als der Verweis auf kulturelle Differenzen erklären, warum interkulturelle Konflikte so leicht eskalieren.

Die rassistisch dominante Konfliktpartei nimmt den Konflikt mit einem rassistisch dominierten Gegenüber zunächst so wahr wie immer. Zum Beispiel betont eine Antirassistin, dass sie in persönlichen Beziehungen immer erwartet, dass man sich gegenseitig Bescheid sagt, wenn man spätabends nach Hause kommt. Wenn ihr nicht deutscher Partner das nicht einsieht, so handelt es sich aus ihrer Sicht um einen interindividuellen Konflikt. Er hingegen vermutet, dass er sich einmal mehr an deutsche Normen anpassen soll. Für ihn geht es also um die kollektive Ebene des Konfliktes, und sobald er diese anspricht, empfindet seine deutsche Partnerin das als völlig aus der Luft gegriffenen Rassismusvorwurf, als unfaires Vermeiden des "eigentlichen" Konfliktes. Zahlreiche Erzählungen über Rassismusvorwürfe spiegeln diese Perspektivenunterschiede wieder. Dass sie zum Teil noch Jahre nach dem eigentlichen Konflikt auf einem antirassistischen Reflexionstag erzählt werden, zeigt, wie brisant sie sind.

Außerdem wird in den Interaktionen der antirassistischen Gruppen deutlich, dass solche Konflikte zur Stabilisierung von Rassismus beitragen: Weil die rassistisch domi-

nanten Mitglieder der antirassistischen Gruppen stets mit für sie unerklärlichen Rassismuskorwürfen rechnen, vermeiden sie Konflikte mit rassistisch Dominierten so lange wie möglich. Sie beklagen immer wieder, dass man mit MigrantInnen nicht streiten könne, reagieren aber ziemlich scharf, wenn es trotz aller Vorsicht zu einem Konflikt kommt. Interessanterweise bemühen sich die rassistisch dominierten Gruppenmitglieder im Gegenzug, die Konfliktaustragung zu erleichtern. In drei Gruppen waren es MigrantInnen oder schwarze Deutsche, die im Alleingang moralische Tabus der Gruppe in Frage stellten und so die offene Auseinandersetzung förderten. Die objektive Machtasymmetrie erschwert die Konfliktbearbeitung. Wenn diese dann misslingt, so entstehen populäre Mythen über die Unmöglichkeit, mit MigrantInnen zu streiten, die ihrerseits die rassistische Ungleichheit verfestigen.

Praktische Schlussfolgerungen

Als soziologische Studie beschränkt sich diese Arbeit auf die Modellbildung und die Beschreibung des sozialen Problems Rassismus. Dennoch können die Ergebnisse unmittelbar auf die pädagogische und politische Praxis übertragen werden, und erste Schritte in diese Richtung sollen in einer Veröffentlichung auch geleistet werden. Zum Beispiel werden Konfliktbearbeitungsverfahren, wie das der Mediation, auch in interkulturellen Konflikten zunehmend häufiger eingesetzt. Das Modell des machtasymmetrischen interkulturellen Konfliktes macht deutlich, dass solche scheinbar "neutralen" Methoden nicht wirklich neutral wirken. So sollen SchlichterInnen zwar alle Anliegen hören, müssen sich dann jedoch auf die Punkte konzentrieren, die die Beteiligten selbst verändern können. Das führt meistens dazu, dass das "zwischenmenschliche" Anliegen der Dominanten mehr Gewicht erhält, als das "politische" Anliegen der Dominierten. Die Analyse von Konfliktpotentialen im interkulturellen Konflikt macht hingegen deutlich, dass konstruktive Interventionen asymmetrisch verlaufen sollten: Teilweise müssen rassistisch Dominierte dazu ermuntert werden, sich jenseits ihrer Diskriminierungserfahrungen mit den interindividuellen Aspekten des Konfliktes auseinanderzusetzen. Demgegenüber stehen rassistisch Dominante vor der Herausforderung, die kollektiven Selbstverständlichkeiten, aufgrund derer sie ihr Gegenüber permanent objektiv unter Druck setzen, zu verändern. Wenn sich institutionelle Angebote, wie das der Konfliktschlichtung, für dominierte Gruppen öffnen wollen, müssen sie Wege finden, wie deren objektive und kollektive Benachteiligung verändert und soziale Strukturen geschaffen werden können, die eine gleichberechtigte Konfliktaustragung erst ermöglichen.